

GEORG MUSCHALEK

Reform der Kirche bei Priestermangel und Gläubigenmangel

(am 30.12.00 in der TAGESPOST erschienen)

Die Welt ist voller Reform. Steuerreform, Finanzreform, Gesundheitsreform, Hochschulreform, EU-Reform. Auch die Katholische Kirche ist voll davon. Es gäbe eigentlich Grund genug, zuversichtlich in die Zukunft zu schauen.

Reform gab es immer

Reform war eine der vordringlichsten Aufgaben der Kirche. Das Mittelalter war voll von den Ideen einer Reform, die zurückkehren würde zu den Ursprüngen und somit eine Zukunft vorbereiten könnte, die den grossen Anfängen des Christentums entspräche. Die Bewegung, die von Cluny ausging, hatte zu der allgemeinen Überzeugung geführt, dass die Kirche und die Welt, also nicht nur die Kirche, erneuert werden müssen. Die Reform der Kirche „an Haupt und Gliedern“ von ihren Ursprüngen her wurde zu einer Leitidee. Den Reformkonzilien warf man damals oft vor, dass sie sich mehr um die Reform des Hauptes (oder der Häupter) kümmerten als um die der Glieder. Aber auch diese wurden nicht vergessen. Ihre Reform sollte durch die Reform der Klöster erreicht werden. Wenn dort das ungeschmälerte christliche Leben entsteht, wird es auch in die Gemeinden dringen. Schliesslich war das dritte Ziel dieses riesigen Stromes des Reformwillens die Welt. Auch das Weltliche sollte durchdrungen werden von der Reform, und wie das Kirchenrecht das Leben in der Kirche wieder hervorkommen lassen sollte, so sollte das Naturrecht die Dinge der Welt in guter Weise ordnen.

Für das Mittelalter sollte Reform immer das sein, was der Name sagt. Die Verhältnisse in der Kirche sollten zurückgebracht werden zu ihrer Form des Ursprungs. Sie sollte also „erneut geformt werden“ vom Ursprung her. Dieser Ursprung aber war unzweideutig die Person Christi. Das Grundverständnis von Reform hat Augustinus dem Mittelalter gegeben. Reform ist neues Massnehmen an der Person Christi. Sie ist nicht schwärmerische Wiederherstellung eines paradiesischen Urzustandes noch ein Vorwegnehmen des eschatologischen Zustandes der Vollendung in seinem leidfreien ewigen Frieden. So nimmt diese Reform Mass an dem, der alleiniges Mass ist, um die eigene Gegenwart und Zukunft vom Ursprung her hell und gut werden zu lassen.

Reform ist heute anders

In der Kirche sind es die Diözesansynoden, die Pastoralgespräche, die eine Reform anstreben, und es sind ausserdem die Bewegungen „von unten“, die eine ganz neue Kirche wollen. Die neuen Reformen unterscheiden sich in zweifacher Hinsicht deutlich von denen, die von dem Beginn des Mittelalters bis etwa vor dreissig Jahren angestrebt wurden. Zunächst sollen heute nicht die Menschen der Kirche reformiert werden, nicht das Haupt und nicht die Glieder, sondern die Strukturen des Gemeinwesens Kirche. Der zweite grundlegende Unterschied liegt darin, dass nicht an der Vergangenheit Mass genommen wird, sondern die Zukunft der Kirche neu entworfen werden soll. Darüber können auch nicht traditionelle Formeln hinwegtäuschen, die weiterhin gebraucht werden. Der Klang des Misstrauens oder der Ablehnung der Vergangenheit ist nicht zu überhören. Damit entfällt aber das Massnehmen an dem Sohne Gottes, der die Wirklichkeit Gottes in der Welt und ein Bestandteil dieser Welt geworden ist.

Die heutigen Reformen der Kirche zeigen eine überraschende Gleichförmigkeit. Der Hauptmotor ist offensichtlich der Priestermangel. Die Zahl der Priester wird in wenigen Jahren um die Hälfte zurückgehen. Dahinter, in einigem Abstand, finden sich die Besorgnisse über die leeren Kirchen. Diese beiden Motive für eine Reform stehen aber gewöhnlich nur nebeneinander, ohne jeden Zusammenhang. Ist dies aber gerechtfertigt? Auch die alte Kirche hatte einen Priestermangel. „Auf liegt mir der tägliche Andrang, die Sorge um alle Gemeinden...“, schreibt Paulus. Es gab wenige Apostel und wenige andere „Diener und Verwalter der göttlichen Mysterien“ und es gab eine unübersehbare Menge Menschen in der Alten Welt, die nichts vom Christentum wussten, aber es kennenlernen sollten. Und es gab über Provinzen und Erdteile hin verstreute Gemeinden, die apostolische Betreuung brauchten.

Es gibt heute die Ähnlichkeit mit der alten Situation, dass es neben dem Priestermangel einen gleich grossen Gläubigenmangel gibt. Es gibt Berechnungen, nach denen die Zahl der Priester gemessen an der Zahl der Gläubigen, die die sakramentalen und seelsorglichen Dienste in Anspruch nehmen wollen, noch günstiger ist als vor einigen Jahrzehnten. Heute gibt es allerdings einen Priestermangel inmitten gewachsener Strukturen, inmitten eines dichten Netzes von Pfarreien, die eine grosse Anzahl von Priestern brauchen. Die Diözesen können nicht ohne weiteres die gewachsenen Strukturen der Pfarreien auflösen oder deren Anzahl auch nur wesentlich verkleinern. So stellt sich ohne Zweifel ein schwieriges Problem der Logistik.

Die heutige Reform hat auch die Aufgabe, dem Gläubigenmangel, dem Mangel an glaubenden Menschen zu begegnen. Die Kirchen sind erschreckend leer. Sie sind auch an Festtagen dürrtig besetzt. Diese Statistiken sind wichtig. Aber vielleicht sollten wir nicht bei ihnen aufhören, sondern dort anfangen. Was die Statistiken nicht sagen, teilt uns die Erfahrung mit, die Predigten, Veröffentlichungen, die Gespräche mit Katholiken. So zum Beispiel die Predigt an dem Missionssonntag in einer Ordenskirche. Es hiess da, wir würden, „Gott sei Dank“, heute nicht mehr wie früher über Mission denken. Wir haben anderen nichts zu bringen, was sie nicht schon hätten. Es gibt viele Wege zu Gott in vielen Religionen, die alle in gleicher Weise zu Gott führen. - Soweit eine Predigt, und es scheint sehr viele dieser Art zu geben. Der Neutestamentler der evangelischen Theologischen Fakultät von Heidelberg Klaus Berger schrieb vor einigen Tagen in dieser Zeitung: „die massiv ausgeprägte Einheitsmeinung geht genau dahin: Alle Konfessionen und alle Religionen sind gleich und gleichberechtigt...Wer anderes sagt, wird zum Feind aller“. Das Wichtige, was in unserem Beispiel in bezug auf die Mission geschieht, ist nicht ihre Veränderung - jede Zeit hat das neu zu tun. Das eigentlich Umwerfende, das niemanden umzuwerfen scheint, ist, dass das Christentum seines Wesenskerns beraubt wird und eigentlich zusammenfallen müsste. Die Voraussetzung, ohne die es diese neue Einstellung zur Mission nicht gäbe, ist: Jesus Christus hat sich einzureihen in die grosse Schar der religiösen Propheten und Religionsstifter. Sie alle haben Hilfreiches und Wertvolles zum Gelingen des menschlichen Lebens mit Hilfe der Religion gesagt. Der Christus, den das Neue Testament bezeugt und den die Jahrhunderte der Kirche bisher, bis etwa vor dreissig Jahren, bezeugt und bekannt haben, wird damit abgeschafft, und ohne grossen Widerspruch dazu.

Ich weiss, diese Behauptung wird empört zurückgewiesen werden. Halten wir nicht in der neuen Liturgie das Evangelienbuch, und damit Christus, hoch, so hoch wie nie zuvor, und nennen wir in unseren liturgischen Texten nicht immer wieder Christus, den Sohn Gottes? Zitieren ist eines, Überzeugtsein ein anderes. Manches wird laut zitiert, um schlechtes Gewissen zu übertönen. Dies wissen wir nicht erst seit Freud. Das Alte und das Neue Testament haben sich im Hinblick auf das schwierige Geschäft der Ehrlichkeit mit sich selbst nichts vorgemacht.

Auch früher gab es Zeiten, die Christus beiseiteschoben oder erniedrigten. Es gab den Arianismus, und es gab den Liberalismus. Wir könnten heute von einem liberalen Arianismus sprechen, der sich wie ein Flächenbrand ausbreitet. Und doch ist einiges anders. Das Beiseiteschieben und das Erniedrigen sind anders. Was aber darüber hinaus auffällt und sprachlos werden lässt, ist die ungerührte Zurkenntnisnahme durch die Kirche, soweit sie heute das öffentliche Bild bestimmt. In den Wirren des Arianismus des 4. Jahrhunderts schrieb Hieronymus, „der ganze Erdkreis stöhnt auf und wundert sich darüber, dass er arianisch geworden ist“. Der heutige Erdkreis mit der Katholischen Kirche stöhnt meist über ganz andere Dinge. Dies ist der Gläubigenmangel, das Zusammenschrumpfen der Zahl jener, die an Christus glauben.

Das erschreckende Schwinden der Urform, die jede Reform suchen muss

Die Kirche - von ihren Anfängen bis vor nicht ganz dreissig Jahren - hat eindeutig ihre Mitte in Christus gefunden, und ihre Aufgabe, in ihn hineinzuwachsen, war auch die erste und letzte und fast einzige. Es ist dann nicht erheblich, dass diese höchste Aufgabe oft so miserabel gelöst wurde. Heute ist es entscheidend, wie vollkommen ein Gemeinwesen oder die Kirche die sozialen Aufgaben löst. Es bleibt guten Kennern der Kirchengeschichte überlassen zu entscheiden, ob dies heute besser als in früheren Jahrhunderten gelingt. Auf jeden Fall war bis vor einiger Zeit Christus als Mitte der Kirche und des jeweiligen Lebens der Menschen im deutlichen Bewusstsein, so sehr auch oft die Früchte dieses Bewusstseins fehlten. Die Menschen werden nach ihren Werken einmal gerichtet. Das ist wahr. Ebenso wahr ist aber, dass uns heute nicht das Endgericht über die Menschen übertragen ist. Das Wichtige und alles bis in die Tiefen Verändernde in der Geschichte der Menschheit ist, dass Gott ein Glied dieser Menschheit wurde, mit allen Konsequenzen. Dies ist das alles Entscheidende und nicht, wie gut die Menschen dieses Angebot annehmen. Freilich, für die Menschen steht alles auf dem Spiel. Annahme oder Ablehnung entscheidet über das Gelingen ihres Lebens, also über ihr Heil. Ist aber das, was die Menschen mit sich und mit Gott machen, das Wichtigste in der Welt, oder ist es das, was Gott mit den Menschen macht?

Was ist wichtig: was Gott tat oder der Mensch daraus macht?

Schon nach dem Alten Testament wäre es undenkbar, dass Gottes Taten unwichtiger wären als die der Menschen. Heute ist es anders. Jahrhunderte lang galt die Überzeugung, dass das Judentum im Unterschied zur Kirche eine Binde vor den Augen trägt. Heute ist es eher umgekehrt, wie unlängst von Gerhard Lohfink vertreten. Die Begründung ist, dass die Christen in ihrem zeitweiligen Judenhass grässliche Schuld auf sich geladen haben, von der das Judentum frei sei. Das mag sein, und es ist die Aufgabe der historischen Forschung, diese Frage zu entscheiden. Es ist dies aber gerade nicht der Fragepunkt. Unsere Vorfahren meinten, zunächst sei es wichtig, ob Gott etwas Ungeheuerliches und grenzenlos Positives in dieser Welt gewirkt hat, und ob dies auch erkannt wird. Wie die Menschen dann darauf reagieren, stand auf einem anderen Blatt. Für uns heute scheint dies das einzig wichtige Blatt zu sein.

Als Aufgabe und Mitte blieb früheren Zeiten Christus als ihre lebendige Wirklichkeit, er unangetastet von dem mitunter miserablen Christsein der an ihn Glaubenden. Dies wird bestritten werden, zugunsten unserer Zeit. Es genügt aber nicht, darauf hinzuweisen, dass er, Christus, immer wieder genannt und angerufen wird. Was bedeutet er wirklich? Wenn es so ist, dass für die Mehrzahl der Christen, Katholiken und Protestanten, die vielen Religionen, christliche und nichtchristliche, gleichberechtigte Wege zum Heil sind, und wenn dies von den Kanzeln verkündigt wird, - wenn das alles so ist, kann niemand, der sich nicht auf Taschenspielertricks spezialisiert, behaupten, Christus wäre für diese Christen noch das, was er im Ursprung, also in der Verkündigung des Neuen Testaments war. Ein Christentum, das in seiner Mitte nicht Christus als die Wirklichkeit Gottes in der Welt hat - etwas, das keine andere Religion im Ernst mit allen seinen Konsequenzen zu denken gewagt hat - , hat seine Unvergleichlichkeit und sein Wesen aufgegeben.

Worin besteht diese Unvergleichlichkeit, die wie Arroganz wirkt, aber in Wirklichkeit die Zuwendung Gottes zur Welt ist? Sie ist so unwahrscheinlich, dem Denken der Vernunft, vor allem der modernen, zunächst so widersprechend, dass es vernünftiger erscheint, sich in seinem Denken einzuordnen in das Denken der Menschen über die ganze Welt hin. Und doch behalten wir das Christentum nur, wenn wir die anstössige und überwältigende Wirklichkeit Christi behalten.

Falsche Aufwertung und falsche Abwertung des Priestertums

Was ist es um diese Wirklichkeit? Etwas wurde von der Welt Gottes eingesenkt in diese Welt. Zunächst in der Person Christi, sichtbar und erfahrbar an einem Punkt der Zeit und des Raumes der Geschichte. Dann in seiner bleibenden Gegenwart. Das Heil ist zu euch gekommen - und nicht wieder weggegangen. Die Wirklichkeit Christus hat sich wie ein Bauwerk herabgesenkt in diese Welt, eben wie eine Kirche. Es ist ja auffällig, dass der steinerne Bau seine Sakralität weithin verloren hat. Er soll Versammlungsraum sein. An Kirchweihfesten wird man vergeblich eine Predigt erwarten, die von Liebe und Verehrung für diesen steinernen Bau getragen wäre. Und doch ist er gedacht als Heilsraum - ein Raum, von dem selbst das Heil ausgeht (natürlich nur für die, die sich im Glauben öffnen - wie es immer die ausgesprochene oder stillschweigende Bedingung des Christlichen ist). Nach der Auferstehung ist die räumliche und zeitliche Präsenz Gottes in Jesus ausgeweitet. Aber sie ist räumliche und zeitliche Präsenz geblieben. Also gab es die eine Kirche (da es ja auch nur den einen Christus gab), und es gab die vielen Kirchen, da die räumliche und zeitliche Gegenwart des Göttlichen sich an vielen Stellen wiederholte. Dass „Kirche“ nun beides bedeuten kann, ist nicht ungenaues Reden, das das Gemeinte verdunkelt. Es ist die präzise Aussage, dass das Unerhörte und (eigentlich) Ungeheure sich in der einen Gegenwart des Jesus von Nazareth zutrug und doch sich nach seiner Auferweckung zuträgt in Korinth, in Ephesus, in Rom, in New York.

Dieses, was so ganz in der Welt ist, dass man es in gewissem Sinn greifen kann, so sehr es nicht von der Welt ist und nicht zu begreifen ist, - dieses Bauwerk des Heils braucht offenbar Verwalter, die Verwalter des Mysteriums sind, wie Paulus sie bezeichnet. „Diener Christi und Hausverwalter des Geheimnisses Gottes“. Auch in der Bewertung des Priestertums ist ein Wandel eingetreten. Vom Zweiten Vatikanischen Konzil an war die Bemühung am Werk, den Priester als herausgehobene, halb göttliche Person auf die Erde herunterzuholen. Manche Auswüchse gaben sicher dazu Anlass. Wir sollten uns aber nicht täuschen lassen. Die Dinge sind heute verwickelter, weil starke Tendenzen oft verdeckt sind durch lautes Bekenntnis zum Gegenteil. Das Priestertum der Katholischen Kirche ist in einer falschen Weise aufgewertet worden und hat dadurch Begehrlichkeiten geweckt. Dadurch ist aber gleichzeitig gegeben, dass es in seinem wirklichen Wert verkannt, also abgewertet wird.

Dem Priestermangel soll Abhilfe verschafft werden durch immer stärkere Einbeziehung der Laien in die Seelsorge und auch in die Liturgie. Das wird nun auch unumwunden ausgesprochen. Nach Angaben der Speyerer „Bistumsleitung“ habe es eine Verlagerung gegeben vom Geistlichen hin zum Laienseelsorger, also etwa ‘Gemeinde- und Pastoralreferenten‘. Der verdiente Theologe Yves Congar zitiert 1953 eine alte scherzhafte Beschreibung der Position des Laien, als Beginn seines grossen Werkes über diesen. Er nehme zwei Positionen, also zwei Stellungen ein: er kniet vor dem Altar und er sitzt unter der Kanzel. Eine dritte fügt Congar hinzu: er greift in seinen Geldbeutel. Diese als Scherz gedachte Charakterisierung des Laien hat - gar nicht im Sinn des Werkes von Congar - seine eigene Fortsetzung gefunden. Die Vorstellung wird ungewollt geweckt, der Laie sei armes rechtloses und bedeutungsloses Glied der Kirche, zur Passivität (und zum Spenden) verurteilt. So konnte eine Begehrlichkeit entstehen, die sich auf das kultische Mitwirken und auf die Verkündigung innerhalb der Liturgie bezieht. Dann würde er aus seiner Rechtlosigkeit erwachen, sich von den Knien erheben und am Altar und auf der Kanzel stehen. Mit diesem verborgen wirkenden Gefühl, ohne diese Funktionen kein voller Christ zu sein, hat man die priesterlichen Funktionen als etwas dargestellt, das zur Fülle des Christseins gehört. Damit hat man die Dinge auf den Kopf gestellt. Die Fülle des Christseins ist in der Heiligkeit des Volkes (für sich und für die Welt). Sie liegt nicht in der Wichtigkeit der priesterlichen Funktionen. Diese sind unersetzlich wichtig, aber sie sind nicht die Fülle. Der Hausverwalter ist nicht das Wichtige am Haus, sondern dass man in ihm wohnen kann. Der Verwalter des Weinbergs ist nicht die Köstlichkeit dieser Anlage, sondern die Trauben und der Genuss des Weines. Ohne die Verwalter würde aber der Weinberg verfallen und bald zur Steppe werden. Die „Diener und Verwalter der göttlichen Mysterien“ sind nicht im Mittelpunkt des christlichen Geschehens, sondern die Mysterien Gottes und die Teilhabe an ihnen. Die

priesterliche Tätigkeit wurde unter der Hand umgedeutet in ein modernes Verständnis von Verwaltungsfunktionen in einer Gesellschaft, die viel Macht über diese Gesellschaft ausüben.

Reform und Revolution ist für uns Heutige, vor allem seit 200 Jahren, so überaus wichtig geworden. Somit ist die machtvolle Veränderung der Gesellschaft heute wichtiger als das Leben in ihr. Die Reform der Kirche, die Macht einsetzen muss, um etwas zu erreichen, und die eine Neuverteilung der Macht anstrebt, muss in künstlicher Weise auch möglichst viele an den Funktionen des Priesters teilnehmen lassen, nicht als Priester, sondern als Laien. Damit ist aber das Priestertum nur scheinbar aufgewertet. In Wirklichkeit ist seine ihm eigene Würde genommen, Verwalter zu sein eines unglaublichen Mysteriums in der Welt, Verwalter, die gar keine Macht über dieses Mysterium haben und damit auch nicht die Macht, die man ihnen in Bezug auf das Volk Gottes zuspricht. Verwalter, die sich „unnütze Knechte“ nennen (und nicht nur nennen, sondern auch davon überzeugt sein) sollen, wenn sie alles getan haben, was ihnen aufgetragen wurde (selbst dann).

Dass alle gleich sind und dass möglichst alle an den Schalthebeln der Macht (oder was man dafür hält) sitzen sollen, ist ein Erbe für uns, mit dem wir noch nicht fertig geworden sind. Vieles andere aus unserer jüngeren Vergangenheit haben wir besser verarbeitet. Dass diese Einstellung aber den Zugang zum Christentum erschwert oder ganz verbaut, ist nicht schwer einzusehen. Man braucht kein grosser Prophet zu sein, um zu sagen, dass wohl alles davon abhängen wird, dass die Reform zu dem zurückkehrt, was schon ihr Wort sagt.

Der Autor ist Professor für dogmatische Theologie, nach seiner Lehrtätigkeit jetzt Schriftsteller und lebt in Eitensheim bei Eichstätt.